Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur
Deutschen Rundschau

Nr. 180. Bromberg, den 24. August 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.

(10. Fortsetzung —— (Nachdruck verboten.)

Mr. Devil erzählt eine Geschichte.

24 Stunden später trieb der „Satan II" wie der Kadaver eines Walfisches auf der Oberfläche des Wassers. Irgendwo im Großen Ozean. Es gab einen Defekt. Die 2000 PS. des Kolosses feierten und ein kleiner Behelfsmotor konnte sie nicht ersetzen. Der Fehler saß in der elektrischen Anlage. Schwitzende Männer hasteten gebückt durch den Bauch der stählernen Riesenzigarre und schufteten wie Sklaven.

Mr. Devil ging herum, als habe er Galle getrunken. Sein Gesicht war wutzerfressen und verhieß nichts Gutes. Die Besatzung verkrümelte sich in die entlegensten Ecken. Ishi, der gelbe Kapitän, duckte sich wie ein geprügelter Hund. Mr. Devil schrie einen Namen in das Chaos.

Ein jüngerer Mann mit zerarbeiteten Zügen und traurigen Augen löste sich aus der Gruppe der Arbeitenden und schlich sich auf den Amerikaner zu. Es war Landström, der Ingenieur, ein Schwede.

Devil brüllte ihn an:

„Wie lange dauert die Reparatur, Sie Kojote?"

„Es wird wohl einige Stunden dauern," erwiderte der Mann demütig.

„Was sagen Sie? Einige Stunden! Meinen Sie, ich habe meine Zeit gestohlen? Wenn der Satan sich nicht binnen zwei Stunden in Fahrt setzt, lasse ich Sie kielholen, bis Sie wie eine Katze ersaufen. Passen Sie nächstens auf Ihre Maschinen besser auf."

Der Ingenieur taumelte mit grünem Gesicht zu seinen Leuten zurück. Er wußte, daß der andere Wort halten werde.

Mr. Devil pfiff durch die Finger. Der Nigger lief herbei, grau vor Furcht, über seine behaarte Brust troff der Schweiß.

„Kognak, zwei Flaschen, in des Professors Kabine, du Orang Utan! Beeile dich, sonst lasse ich dir das schwarze Fell gerben."

Dann lenkte der Amerikaner seine Schritte nach dem kleinen Raum, in dem Peter hauste. Hier ließ er sich auf das leere Sofa fallen und stierte mit bösen Augen vor sich hin. Er hatte heute seinen schlechten Tag. Der Schwarze brachte das Verlangte und zwei Schnapsgläser.

„Verdammtes Aas, weißt du noch immer nicht, daß ich diese Fingerhüte nicht leiden kann?" schrie Mr. Devil und warf dem Neger die beiden Gläschen an den Kopf. „Und wozu zwei? Dieser Zitronenwassermann da" — er deutete dabei auf den Professor — „säuft nur Limonade, merk dir's!"

Der Neger las die Scherben auf und trollte sich hinaus. Mr. Devil entkorkte eine Flasche und schenkte sich Peters Trinkbecher voll Kognak. Dann stürzte er diesen mit einem einzigen Zug herunter; es war reichlich ein Viertelliter. Sogleich füllte er den Becher aufs neue.

Peter schüttelte im stillen den Kopf. Eben noch entschlossen, über die Bedingungen seiner Freilassung zu unterhandeln, entfiel ihm der Mut, als er in die fleckig angelaufene, mit Jähzorn geladene Physiognomie des Yankees sah. Dieser kippte das zweite Glas hinunter. Peter bemerkte es mit Entsetzen.

Aber der Alkohol schien den Amerikaner zu beruhigen. Sein verzerrtes Gesicht entspannte sich, seine Augen blickten weniger böse. Er rief mit heiseren Stimmbändern dem Professor zu:

„Hat mich die Bande geärgert! Sie denken wohl, ich kriege eine Alkoholvergiftung? Niedlich, wenn ich da vor Ihren Füßen so krepieren würde, was? Aber Sie freuen sich umsonst, Sie Zitronenmann. So ein bißchen Kognak wirft mich noch nicht um. Im Gegenteil, beim Saufen kommen mir die besten Ideen. Tun Sie doch nicht so entsetzt, Sie jungfräuliches Gemüt! Prost! Sie kongeniale Seele! Was, das freut Sie nicht? Lassen Sie uns erst auf der Teufelsinsel sein, da werden Sie Ihr zimperliches Getue schon abstreifen. Prost!"

Drei Viertelliter, unverschnitten, 70prozentig!! — dachte Peter mit einem Ekel in der Kehle. So säuft kein Vieh. Er zog dem anderen die Flasche weg:

„Solche Quantitäten sind Selbstmord, Mr. Devil," sagte er, obwohl es zwecklos war.

Der Yankee fletschte die gelben Zähne wie ein Raubtier. „Lassen Sie diese Scherze, wenn wir Freunde bleiben sollen!" fauchte er böse. „Merken Sie sich, ich dulde keinen Willen über dem meinen! Und nun wollen wir uns wieder vertragen." Er ließ sich der Länge nach auf das Sofa fallen. „Rührend, wie Sie um mich besorgt sind!"

„Ich kann einen Menschen nicht so trinken sehen," verteidigte sich Peter.

„Einen Menschen, einen Menschen! Wohl wegen der berühmten „Menschenwürde", wie? Wissen Sie, daß ich darauf huste? Sie selber haben mich einen Teufel genannt, hoffentlich bin ich einer! Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen. Wir haben ja Zeit und sie ist sehr lehrreich, diese Geschichte. Sie illustriert, wie aus einem Menschen ein Teufel wird. Man könnte sie betiteln: Luzifers Werdegang. Hähähähä!"

Peter starrte betäubt auf seine Stiefelspitzen. Er verspürte Brechreiz. Und so einer Kreatur war man ausgeliefert! Um irgend etwas zu tun, putzte er seine Brille. . . .

Der Yankee ergriff wieder das Wort. Vorher half er mit Kognak nach. Er lag noch immer der Länge nach auf dem Ruhebett und faltete die Hände über dem Leib.

„Wissen Sie, was das heißt, wenn eine große Idee von einem Haufen Idioten verkannt wird, von Idioten, die sich „Wissenschaftler" heißen? Kaum. Also hören Sie:

Vor 10 Jahren machte ich meine erste große Erfindung. Irgendein Novum von ungeheurer Tragweite. Man lachte mich aus. Allen voran die eigenen Kollegen; denn ich war damals ein junger Arzt in einer Millionenstadt des Ostens. Ich biß die Zähne zusammen und legte meine Erfindung der dortigen medizinischen Fakultät vor, sie um Unterstützung angehend, da ich selber nicht die Mittel besaß, meine Idee zu realisieren.

Was geschah? Die Herren zuckten die Achsel, hießen mich einen Narren, bestahlen mich um meine gute Idee und beuteten sie selbst aus. Als ich dahinter kam, schlug ich Krach. Nun ging die Hetze los. Man durchwühlte meine Vergangenheit, stöberte eine nichtige Jugendeselei auf und stempelte mich zum Schurken, dem der Grad aberkannt werden müßte. Man untergrub meinen Ruf, zerstörte meine aufblühende Praxis und machte mich zum Paria.

Nun gehöre ich aber nicht zu den Leuten, die sich ohne Gegenwehr zertreten lassen. Ich ging hin und schoß meinem Hauptwidersacher eine Kugel durch den hohlen Kürbis und

konnte als Effekt buchen, daß ich die Polizeimeute der Vereinigten Staaten auf meinen Fersen hatte. Ich ergriff die Flucht. Mein Assistent Ned Carpenter begleitete mich.

In einer kleinen Republik der Südstaaten lebten wir monatelang wie gehetzte Hunde, bettelarm, verfemt, 500 Dollar Belohnung auf jeden Kopf. Ich will nicht sentimental werden, aber es ging uns dreckig, das dürfen Sie glauben. Das ist die rechte Schule, um seine Mitmenschen so aus tiefstem Herzen — lieben zu lernen, Mr. Sander!

Eines Tages, als uns das Wasser an die Gurgel reichte, stahlen wir ein altes Fischerboot und segelten ziellos nach Westen. Zu unserm Glück. Am Strande einer unwirtlichen, unbewohnten kleinen Insel vulkanischer Entstehung legten wir an. Es war uns alles gleich, wir waren bereit, in irgendeinem Winkel zu verrecken . . .

Es kam anders. Das winzige, kreisrunde Atoll schien von außen gesehen aus himmelanstrebenden, öden Gesteinsmassen zu bestehen, Schildkröten, Pinguine und Mauerschwalben waren das einzige Getier. Wir dachten an einen erloschenen Krater. Durch Zufall entdeckte ich beim Baden ein dicht über dem Wasserspiegel befindliches, niederes Tor, das in das Innere der Insel führte. Mit dem Mut der Verzweiflung durchschwammen wir einen breiten, lichtlosen Kanal . . . und entdeckten einen Talkessel von paradiesischer Vegetation, mit Palmen, Brotfruchtbäumen, Gras und seltenen Tieren. Das Gestein selber erwies sich als platinhaltig, in einem Ausmaß, daß uns schwindelte. Wir waren Millionäre, Nabobs . . .

Das erste war, daß wir das Eigentumsrecht an der Insel von jener Republik für ein Butterbrot erwarben. Wir hatten ja die Taschen voll Platinerz. Dann ließ ich in England ein U-Boot mit allen Finessen der Neuzeit bauen, den „Satan I". In dem Japaner Ishi, einem Desperado, fand ich den richtigen Kapitän. Nun erst war die „Isla del diablo", wie ich sie nannte, in Wahrheit unser. Denn sie besaß jetzt die unsichtbare, bequeme Verbindung mit der übrigen Welt. Monatelang schleppten wir Nahrungsmittel, Maschinen, Instrumente und Baumaterial auf die Insel, ohne daß jemand etwas ahnte. War sie doch nichts anderes, als ein verlorener Punkt im unendlichen Ozean, meilenweit von allen anderen Eilanden entfernt. Wir bauten Unterkunftshäuser, Schuppen und ein Laboratorium, in dem ich das Hypnal und sein Gegenmittel entdeckte. Mit dessen Hilfe war es uns ein Leichtes, das erforderliche Menschenmaterial zu bekommen. Denn wir brauchten immer mehr Hände und — Köpfe. Die Ansiedlung wuchs.

In wenigen Jahren stampfte ich eine regelrechte kleine Stadt mit allem Komfort der Neuzeit buchstäblich aus dem Boden. Heute ist die Ciudad del diablo eine Welt in der Welt. Wie ein Fremdkörper sitzt sie euch im Fleische, ohne daß ihr ihn ahnt", lachte Mr. Devil höhnisch. Dann fuhr er fort:

„Nicht weniger als dreißig Forscher bearbeiten allein die medizinischen Probleme. Unsere Erfindungen und Verbesserungen sind Legion, wir haben Kliniken, Laboratorien und chemische Fabriken. Und alles das ist letzten Endes das Werk eines einzelnen, m e i n W e r k!" schloß er triumphierend und mit erhobener Stimme. Er hatte sich bei den letzten Worten aufgerichtet und sah Sander aus dämonischen Augen an, in denen das Selbstbewußtsein eines Gottes flackerte.

Peter saß erschlagen auf seinem Stuhl. Ihm schwindelte. Der da vor ihm saß, war ein Entgleister, aber ein Genie. Ein Übermensch, dessen brutales Herrentum erdrückte. Er zweifelte nicht an der Wahrheit des Gehörten, er hatte ja Beweise in Händen. Das Leben hatte diesem Manne mitgespielt und nun rächte er sich an ihm, indem er groteske Phantastereien in Tatsachen ummünzte . . . Peter sagte mit einer ganz kleinen Stimme:

„Warum erzählen Sie mir das, Mr. Devil?"

„Warum? Weil es mir Spaß macht, das einem prominenten Vertreter der sogenannten Menschheit ins Gesicht zu sagen," erwiderte der Amerikaner ironisch.

Peter erhob sich aus seiner zusammengesunkenen Haltung und versetzte freimütig:

„Gut denn, so frage ich Sie im Namen der Menschheit: Was gedenken Sie mit diesen Ihren Errungenschaften anzufangen? Bedenken Sie wohl, daß anderthalb Milliarden Menschen hinter mir stehen, die Ihnen nichts getan haben, Mr. Devil!"

Der Yankee machte eine unendlich wegschiebende Gebärde mit seinen gepflegten, breiten Händen und antwortete hohnvoll:

„Schweigen Sie! Mir ekelt, wenn ich solche Phrasen höre. Was schiert mich dies Menschengehunds! Nicht so viel. Fußtritte kann es haben, jawohl. Ich bin ein guter Hasser, Mr. Sander. Das haben meine Widersacher ausgekostet, wenn sie als Versuchskarnickel meine Krankensäle zierten. Sie brauchen nicht so entsetzt zu tun, Sie Wattegemüt.

Meinen Sie, ich habe den Ehrgeiz, den Wohltäter des Menschengeschlechts zu spielen? Etwa so wie Sie, Sie verwässerter Limonadenmann. Ich rülpse auf das Vergnügen. Ich erkenne eure lächerlichen, wehleidigen Satzungen nicht an. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wenn mich jemand auf die linke Wange schlägt, trete ich ihn vor den Bauch. So ist mein Standpunkt!

Ich will Ihnen zum Schlusse etwas sagen. Die Entdeckungen, die ich diesem meinen Schädel verdanke, bleiben mein in alle Ewigkeit und niemand wird sie mir entreißen. Meine Geheimnisse sind meine Schätze. Ich bin ein Geizhals des Wissens, wenn Sie so wollen. Wissen ist Macht. Mehr noch als Geld. Kann sein, daß ich die Schleusen meines Hirnes einmal öffne und Tropfen meiner Kenntnisse über die Welt versprühe — dann aber nur aus gesundem Egoismus, da können Sie Gift darauf nehmen! Kann sein, daß ich über diese verhaßte Menschenbrut scheinbar Wohltaten verstreue — ich werde sie mir teuer abkaufen lassen!

Denn mein ist die Macht und die —"

„Halten Sie ein!" brüllte Sander, bleich vor Grauen. Seine Stimme überbrandete den Schluß einer beabsichtigten Gotteslästerung.

Mr. Devil brach in ein schrilles Gelächter aus. Dann verließ er die Kabine.

Peter war wieder allein.

Seine Augen standen weit offen vor Schrecken. Er war unfähig, ein Glied zu rühren. „Er hat Gott gelästert!" flüsterte er vor sich hin.

Kapitel 7.

Klaus Sander ermahnt sich.

Am 29. Juni traf Klaus Sander in Hamburg ein. Sein erster Gang galt dem Bureau der Hamburg-Amerika-Linie. Er vergewisserte sich über die genaue Abfahrtszeit des „Albert Ballin".

„Das Schiff sticht morgen früh Punkt 8 Uhr in See."

„Danke. Kann ich einen Blick in die Passagierliste tun?"

„Gewiß können Sie das."

Klaus raste die vielen Säulen von Namen durch. Plötzlich fror sein Zeigefinger irgendwo an. „Ines de Castro — nach Newyork," las er. Sein Herz überschlug sich. Ines de Castro war der eigentliche Name der Tänzerin Lantadilla. Dies hatte er noch in Lugano in Erfahrung gebracht. Wozu gab es Paßbehörden. Lantadilla war nur ihr Bühnenname. Nom de guerre — spottete er.

Nicht übertrieben, ein Zentnerstein fiel ihm vom Herzen, da seine Kalkulation stimmte und das Mädchen tatsächlich das Schiff benutzte. Brr, er mochte sich gar nicht ausmalen, in welche Lage er gekommen wäre, wenn die Lantadilla die aus Genua erhaltene Weisung nicht eingehalten hätte. Es war ein bißchen gefrevelt, lächelte er mühsam. Er verschwor es sich, nie mehr auf einer bloßen Wahrscheinlichkeit ein Gebäude von Plänen zu errichten. Die Tänzerin brauchte nur ihre Dispositionen geändert zu haben, und er saß da wie ein gepritschter Affe. Passiert mir nicht mehr, murmelte er.

Er bestellte einen Schiffsplatz zweiter Klasse, da auch die Lantadilla — der Name war ihm geläufiger — einen solchen belegt hatte. Mit dem Ticket in der Tasche stürzte er sich in das Gewühl des Hafens. Den Abend verbrachte er in St. Pauli. In irgendeinem der vielen Etablissements, wo Negermusikt, Bier und kleine Mädchen dem Fremden serviert werden. Als ehemaliger Wasserratte war ihm der Betrieb der Reeperbahn nicht unbekannt. So schlug man wenigstens die Zeit tot.

Auf einer primitiven Bühne wurden moderne Tänze verbrochen . . . schwarze Männer vergewaltigten Saxophon und Schlagzeug, was wollte man mehr mit einem angerissenen Abend? Ein kesses Mädel schmiß ihm Blicke zu. Er reagierte, um wieder in Übung zu kommen. Und verschwand, ohne sein Bier auszutrinken, als die Sache ernst werden wollte . . .

„Man wird alt", konstatierte er auf dem Heimweg nach seinem Hotel. „Man ist über die Dreißig und hat seine „große Liebe" gehabt, wie es sich gehört, na also." Er wunderte sich, wie ruhig er jetzt den „Fall Gussy" beurteilte. Gewissermaßen aus der Vogelperspektive. Er konnte sich nicht gut vorstellen, daß es nach Gussy noch mal einer Frau gelingen sollte, sein Blut zu entzünden.

Ich denke Quatsch, maßregelte er sich und warf seine Gedanken auf ein neues Gebiet. Es galt, sich über die morgige Maske klar zu werden. Denn ohne eine solche ging es nun einmal nicht. Sein ureigenstes Ich brauchte er für Drüben, für Dollarien. Das stand fest. Mittenhinein sann er, was die Tänzerin wohl über dem Atlantik wollte. In ihre Heimat? Oder Dollar machen? Mit dem Manschettenknopfmann zusammentreffen? Sein Instinkt sagte ihm, daß er nur dem Mädchen zu folgen brauche, um früher oder später auf jenen Mister Unbekannt zu stoßen, der Peter am Gewissen hatte. Da die Tänzerin

der einzige fixe Punkt dieser dubiösen Geschichte war, war er entschlossen, ihr unter keinen Umständen mehr von der Ferse zu weichen.

Peter mußte her! Das hatte er Gussy und sich geschworen.

(Fortsetzung folgt.)

Jugend.

Skizze von Valeska Cusia.

Gerda fühlte sich alt, verbraucht von der Schwere der Zeiten. Ja, eine ungeheure Schwere belastete sie. Nichts konnte sie darüber hinwegtäuschen, nicht die Liebe, die Rücksicht des Gatten, nicht die Zärtlichkeit der heranwachsenden Kinder. Sie war von einer Müdigkeit befallen, einer Schlaffheit an Seele und Gliedern, die sie befremdete. „Ich werde alt", sagte sie sich, wenn die Abspannung sie bei der Arbeit überfiel, am Herd, in der Waschküche, und sie wiederholte es, wenn sie im Spiegel der welken Haut, dem kummervollen Gesicht begegnete.

In diese seelische Notzeit fiel eine Nachricht, die sie in heftigen Zwiespalt versetzte. Tante Lisbeth, häufige Retterin aus Geldverlegenheit, schickte 500 Mark mit der Bedingung, daß gerade sie das Geld zu einer Reise, einem Aufenthalt im Gebirge oder an der See verwende. „Ich fand dich erschreckend gealtert bei meinem letzten Besuch", schrieb sie, „du mußt etwas für dich tun, ich wünsche es. Geh', wohin du willst, aber geh'! Trenne dich von Haushalt, Mann und Sorgen, damit du wieder kampffähig wirst. Bist du erst an dem von dir gewählten Ort, sende ich dir noch einmal 500 Mark, aber nicht eher!"

Gerda seufzte! Tante Lisbeth meinte es gut, gewiß! Aber durfte sie, Gerda, an sich denken? Von unten herauf, durch das geöffnete Fenster schallten die Stimmen der Kinder. Stahl sie ihnen nicht etwas, wenn sie ging? Aber die Tante gab ja das Geld nur unter der einen Bedingung!

Gerda hatte Peter Santen im dritten Kriegsjahre geheiratet. Unverwundet kehrte der junge Offizier nach Friedensschluß heim, aber Stellung und Zukunft waren vernichtet. Er mußte einen anderen Beruf wählen und studierte. Doch das Vermögen ging verloren, und schwere Zeiten begannen. Gerda verlor den Mut nicht, aber sie wurde matt — „alt", wie sie es nannte.

Als sie dem Gatten Tante Lisbeths Botschaft überreichte, stimmte er mit den Kindern ein Indianergeheul an. Wie jung er war — er konnte noch tollen. Früher hatte sie sich mit gefreut — heute quälte es sie. Sie begriff Übermut nicht mehr. So bedurfte es nicht weiterer Überredung von Seiten des Mannes. Gerda fühlte selbst, daß sie fort mußte. Flucht war die einzige Rettung.

Sie reiste zunächst nach Berlin, um ihre vernachlässigte Kleidung aufzufrischen. Dann wollte sie an die See fahren. Rita, die Freundin, empfing sie in Begleitung einer anderen jungen Frau und deren Gatten auf dem Anhalter Bahnhof. Alle drei begrüßten sie mit vielem Lachen und Scherzen. Aber die Scherze versprühten unter ihnen, Gerda ließen sie kalt. Sie erfuhr, daß Rita in Scheidung lebte und dadurch wieder jung und glücklich geworden war. Gerda fühlte sich so angegriffen, daß sie nicht einmal staunen konnte. Sie glaubte sich zu erinnern, daß Rita ihren Gatten aus leidenschaftlicher Liebe geheiratet hatte. Aber sie war sehr hübsch und — jung, diese drei Jahre ältere Rita.

Die junge Frau, die Gerda mit empfangen hatte und die ohne Rita gar nicht leben zu können schien, kam am nächsten Morgen wieder, und beide eröffneten dem Gast, daß er „so", d. h. in dieser Kleidung, unmöglich an der See oder in Berlin auftreten könne. Der Rock sei viel zu lang, der Schnitt völlig unmodern. Als Gerda einwendete, daß sie sich zu alt für die kniefreie Tracht hielte, lachten die beiden anderen: es gäbe gar keine alten Frauen mehr. Und überhaupt, Gerda mit ihren 33 Jahren! Wenn sie sich nur gemausert haben würde, könnte sie es mit den Jüngsten aufnehmen. Mit Scherzen und Lachen, mit liebevoller Gewalt zwangen sie Gerda zu den kurzen Kleidchen, zu seidenen Strümpfen, zu Stöckelschuhen, zu Puder und Schminke. Weich von Natur, im Augenblick zu abgespannt, fügte sie sich dem fröhlichen Drängen. Nur als man ihr langes, blondes Haar zur Schere verurteilen wollte, setzte sie sich zur Wehr. Hier blieb sie fest. Und wenn sie in den Spiegel sah, fand sie sich tatsächlich verschönt. Die welke Haut war von Creme und Puder gespannt, die Lippen gerötet — wahrhaftig, sie sah jung aus, nur ihr Herz blieb alt. Man führte sie in Kino und Kabarett, in heitere Kaffeehäuser mit Jazz und Tanz. Sie wurde gefeiert, sie tanzte, und die Pulse flogen. Aber sie fühlte, daß dieses Fliegen nicht von der Freude am Rhythmus kam.

Wenn sie darüber klagte, lachte Rita: „Das ist das Ungewohnte! Warte nur, in einigen Wochen bist du innerlich so jung, wie du aussiehst."

„Aber es gibt keine Schminke für das Herz", entgegnete Gerda wehmütig.

Da schalt Rita die Unverbesserliche.

Die beiden jungen Frauen begleiteten Gerda an die See, und hier, in einem eleganten Modebade, wurde das übermütige Treiben fortgesetzt. Man badete am Morgen, ruderte am Nachmittag und tanzte am Abend, immer in lachender, heiterer Gesellschaft.

„Daß sie immer nur lachen und tanzen können!" sann Gerda oft.

Aber sie warf sich mit hinein in diesen Strudel, weil sie glaubte, die fliehende Jugend dadurch halten zu können. Sie sehnte sich nach dem federnden Gefühl, jung zu sein! So suchte sie sich an dem Beifall huldigender Männer zu erfreuen und sich für die Jazz-Musik — war es denn Musik? — zu erwärmen, an dem ruhelosen Leben Gefallen zu finden. Doch während sie fühlte, daß die Winde des Meeres, die Bäder in den kalten Wellen ihre Glieder stärkten, ihre Nerven stählten, mußte sie feststellen, daß in ihrer Seele eine Leere gähnte, eine Ohnmacht, die von keiner Jazzkappelle, keinem Mummenschanz verscheucht wurde.

Ihr begann vor Puder und Schminke zu grauen. Sie vernachlässigte ihre Haut, wie Rita feststellte. Ja, es machte ihr Spaß, das Antlitz öfter ohne Falsch dem Meereswinde preiszugeben.

Und eines Morgens saß sie allein auf der Düne. Sie war des Lachens, des Scherzens, der ewigen Wiederholung des Maskenspiels unter den Menschen so satt — sie hatte sich ausgeschlossen aus dem Familienbade. An dieser Stelle des Strandes war es um diese Stunde einsam. Das tat ihr wohl. Sie saß, das Haupt in die Hand gestützt, und starrte in die Ferne, in diese immer belebte, in tausend Farbentönen schillernde Flut.

„O, jung sein — jung! Noch einmal jauchzen können wie die Möwe und die Wogen!" dachte sie. Tränen tropften über ihre Wangen, die sich wieder gerundet hatten und nun auch ohne Schminke blühten.

Da störten Schritte sie auf. Sie wandte unwillig den Kopf. Wer drang in ihre Einsamkeit, trieb sie aus ihrem Frieden? Die Sonne blendete — sie legte die Hand über die Augen. Und sie erschrak. Aber freudig rann der Schrecken durch ihre Glieder. War das nicht Peter — ihr ewig junger, strahlender Peter Santen? Mit Wolf und Lore, den Kindern? Ja, sie waren es! Und mit einem Mal fühlte Gerda die Ketten des Alters zerspringen —fühlte sich beseligt jung. Jauchzend sprang sie auf. Fast erschrak sie über den Laut, der ihrer Kehle entglitt. Wirklich, sie konnte noch jauchzen — jauchzen wie der Vogel in den Lüften, die Welle im Sonnenglanz.

Mit ausgebreiteten Armen empfing sie die ihr Entgegeneilenden!

„Wir wollten dich überraschen, Liebling. Bist du auch stark genug, uns zu ertragen?"

O, ob sie es war! Aber ausdrücken konnte sie es nicht. Das Glück raubte ihr die Sprache. Ehe sie wußte, wie ihr geschah, tollte sie mit den Kindern über die Düne, warf sich in den Sand und ließ sich von ihnen necken.

Das war die Jugend, die selige, jauchzende Jugend, die mit den Kindern zu ihr zurückgekehrt war. Und niemals mehr würde sie dieses Glück an anderen Orten suchen!

Der wilde Krakatau und seine Nachbarn.

Es gibt Gebiete auf unserem Erdball, über denen der Fluch des Schicksals hängt, die die Herzen der Menschen mit mystischer Angst erfüllen. Zu diesen Gebieten gehört die Inselgruppe, die zwei Ozeane, den Indischen und den Stillen trennt und zwei Erdteile, Asien und Australien, miteinander verbindet. Diese Inselgruppe ist in der Erdkunde unter dem Namen Sunda-Inseln oder auch Ostindische Inseln bekannt. Man unterscheidet hierbei die großen und die kleinen Sunda-Inseln. Zu den ersten gehören Sumatra, Java, Borneo und Celebes. Die kleinen Sunda-Inseln enthalten eine fast unendliche Zahl von vulkanischen Gebilden, unter denen die Insel Bali in der letzten Zeit berühmt geworden ist und zu denen auch die jetzt von schweren Erdbeben und von Vulkanausbrüchen heimgesuchte Insel Flores mit der Nachbarinsel Paleoweh eine traurige Bekanntheit erworben hat.

Die Insel Flores und die Insel Paleoweh gehören zu den noch ganz wenigen geographischen Punkten, die von den Europäern so gut wie völlig unberührt geblieben sind. Der Vertreter der holländischen Regierung, der die Sunda-Inseln, mit Ausnahme eines kleinen Teiles von Sumatra und Borneo gehören und der auf der Insel Flores keine besondere Rolle spielt, residiert auf dem östlichen Teil der Insel (Endeh), während im größten westlichen Mangaraaei Auch Papuas sind zu finden, besonders im Innern der

Umgebung, darunter auch die unglückliche Paleoweh-Insel gehören. Dieser Sultan, dessen Untertanen die Zahl von 300 000 erreichen, fühlt sich von dem holländischen Residenten so gut wie völlig unabhängig. Dagegen betrachtet er den Sultan von Bima auf der Insel Sumbawa als seinen Oberherrn. Der Boden ist reich an Naturschätzen, wie Kupfer, Schwefel, Salpeter. Es wird ferner Sandelholz, Zimt und Schildpatt ausgeführt. Als Spezialität des Landes ist ein Leckerbissen zu betrachten: eßbare Vogelnester von ganz besonderer Qualität. Die Bevölkerung besteht aus einer Mischung malaischer, javanischer, buginesischer Stämme. Auch Papuaus sind zu finden, besonders im Innern der Insel. Geld ist auf Flores fast völlig unbekannt. Fremde Händler, etwa Chinesen oder Araber, ziehen es vor, die kleinen Sunda-Inseln möglichst zu ignorieren. Die Landschaft ist den Europäern fast ganz unbekannt. Man weiß nur, daß sowohl auf der Flores-Insel als auch auf den kleinen Inseln der Umgebung unzählige Vulkane vorkommen, die um das Vielfache größer sind, als der Vesuv.

Was die Flores-Insel, sowie den ganzen Sunda-Archipel geologisch bemerkenswert macht, ist der Umstand, daß die Inselgruppe sich auf einem riesigen Bruch befindet, der sich südlich von Indochina bis an das australische Festland hinzieht und der einen Überrest von der verschwundenen Brücke zwischen Asien und Australien darstellt. Dieser gesunkene Teil des Festlandes, von dem nur die höheren Gebiete und Berge, eben in der Form von Inseln, übriggeblieben sind, bildet eine der ältesten Formationen der Erdballkruste. Die ständige Umänderung der Erdoberfläche auf der ganzen Linie des Sunda-Bruches ist von vulkanischen Erscheinungen begleitet, von denen besondere Berühmtheit die furchtbare Krakatau-Katastrophe des 26. August 1883 errang. Damals flog eine große blühende Insel mit 40 000 Menschen in die Luft, um im Ozean für immer zu verschwinden. Nur giftige Asche blieb monatelang in der Luft hängen und der Abendhimmel färbte sich noch im Spätherbst — auch in Europa — mit einer eigentümlichen bläulich-violetten Farbe. Nur ein öder Felsen, wie ein Riesenzahn eines unter den Ozeanwellen verborgenen Schlundes, durchbohrt heute die Wasseroberfläche. Das ist der furchtbare Krater des Vulkans Krakatau.

Vor einem halben Jahre kam nach Europa die erschreckende Nachricht, daß der Krakatau-Vulkan wieder auferstanden ist, und sich langsam über die Ozeanfläche erhebt. Neben ihm ist im Laufe von wenigen Tagen eine große Insel aufgetaucht. Riesige Springfluten haben gleichzeitig die Küste der benachbarten und entfernteren Inseln heimgesucht, was auf tiefe Umwälzungen des Ozeanbodens hindeutete. Die Paleoweh-Katastrophe, die am 4. und 5. August ca. 2000 Menschenleben raubte, steht höchstwahrscheinlich mit dem Erwachen des Krakatau in Zusammenhang. Und da der ganze Erdball überhaupt sich im Zustand einer erhöhten vulkanisch-tektonischen Aktivität befindet, so ist anzunehmen, daß die Katastrophenperiode der letzten Jahre, die mit dem Japan-Erdbeben 1921 eingeleitet wurde und die sich sogar in Europa hier und da spürbar macht, damit noch längst keinen Abschluß gefunden hat.

Wie ernähren wir unsere Kinder?

Der ärztliche Direktor der Kinderheilanstalt der Stadt Berlin, Dr. J. Rosenstern, stellt in einem Aufsatz über die Ernährung des Kleinkindes und des Schulkindes einen Speisezettel auf, den er in drei Kostverordnungen, je nach Alter des Kindes, unterteilt.

Für Kinder von zwei und drei Jahren.

Erstes Frühstück: 200 Gramm (1 große Tasse) frische, reine, kurzabgekochte Milch, im Anfang des zweiten Lebensjahres mit Brot und Zucker als Brei zubereitet, später mit Butter- oder Marmeladenbrot.

Zweites Frühstück: Anfangs wenig Gebäck in rohem, gesüßtem und eventl. verdünntem Fruchtsaft aus Apfelsine, Weintraube, Zitrone, Tomate oder Mohrrübe eingeweicht. Später die gleichen oder anderen Früchte, evtl. geschabt, dazu auf Wunsch etwas Butterbrot.

Mittagessen: Frisches Gemüse (nicht abbrühen) und Kartoffelbrei (mit dem Kartoffelwasser), dazu ein, später zwei, Eßlöffel voll gewiegtes, gebratenes Fleisch jeder Art, auch Gehirn, Leber, Lunge, Kompott.

Vesper: 100 bis 200 Gramm Milch, dazu auf Wunsch etwas Brot mit Obstmus.

Abendessen: Im Anfang des zweiten Lebensjahres Milchbrei mit Fruchtsaft. Später Apfelreis, rote Grütze oder andere Fruchtspeisen oder Gemüse vom Mittag. Dazu Butterbrot mit Belag (Teewurst oder feine Leberwurst, weißer Käse, ein halbes Ei). Rohe Früchte.

Für Kinder von vier bis sechs Jahren.

Erstes Frühstück: 200 Gramm (1 große Tasse) gesüßten Milchkaffee aus 170 Gramm Milch und 30 Gramm (zwei Eßlöffel) Getreidekaffee. Dazu kleiehaltiges Brot mit Obstmus oder Butter.

Zweites Frühstück: Rohe Früchte und Wurzeln aller Art, wie Obst, Karotten, Tomaten, Radieschen. Dazu auf Wunsch Butterbrot.

Mittagessen: Frisches Gemüse und Kartoffeln. Zwei bis drei Eßlöffel voll feingeschnittenes, gebratenes oder gekochtes Fleisch jeder Art, auch Fisch, Salat und Kompott. Fleischbrühe und Kartoffelwasser im Gemüse verkocht.

Vesper: 200 Gramm Milchkaffee wie zum ersten Frühstück. Dazu auf Wunsch Brot mit Obstmus.

Abendessen: Ein Kartoffelgericht (Bratkartoffeln aus rohen Kartoffeln, Kartoffelbrei oder Kartoffelpuffer) oder Gemüse vom Mittag oder Fruchtspeise. Dazu belegtes Butterbrot (Wurst, Käse, Ei). Rohe Früchte.

Für Kinder von sieben bis fünfzehn Jahren.

Erstes Frühstück: 200 Gramm gesüßter Milchkaffee (½ Milch, ½ Malzkaffee), Schwarzbrot mit Butter und Obstmus.

Zweites Frühstück: Butterbrot mit rohen Früchten.

Mittagessen: Frisches Gemüse und Kartoffeln. Eine handtellergroße Scheibe Fleisch mit Sauce. Reichlich Salat und Kompott.

Vesper: 200 Gramm Milchkaffee (wie zum ersten Frühstück). Dazu auf Wunsch Schwarzbrot mit Butter oder Obstmus.

Abendessen: Kartoffelgericht oder Gemüse oder Fruchtmehlspeise. Dazu Butterbrot mit Belag aller Art. Rohe Früchte.

Bunte Chronik

* **Der Wanderzahnarzt.** Der chinesische Zahnreißer, der mit einer vorsintflutlichen Zange bewaffnet seine Patienten auf offener Straße und mit Hilfe neugieriger Passanten von ihren Schmerzen befreit oder sie noch mehr quält als ihr kranker Zahn, hat in neuester Zeit in Amerika einen modernen Nachfolger gefunden. In den Weststaaten, wo nicht jeder Ort seinen Zahnkünstler besitzt, haben nämlich verschiedene Zahnärzte die Genehmigung erhalten, ihre Praxis als Wandergewerbe zu betreiben. Der neue Wanderzahnarzt zieht im Kraftwagen von Ort zu Ort. Hinter dem Führersitz befindet sich ein Raum, der als Arbeitszimmer dient und alle neuzeitlichen Einrichtungen zur Zahnbehandlung besitzt. Der rückwärtige Teil des Wagens dient als Warteraum, dem von den bequemen Sesseln bis zu den neuesten Zeitschriften nichts fehlt. Die nötige elektrische Kraft zur Bedienung der Apparate liefert der Motor. Beim Eintreffen in einem Dorf läßt der Wanderzahnarzt seine Ankunft öffentlich bekannt geben. Außerdem ist er auch bereit, jeden, der seine Dienste in Anspruch nimmt, mitten auf der Landstraße von seinen Leiden zu befreien.

Lustige Rundschau

* **Seine Zeitrechnung.** Ein Musiker mit einer sehr langen und ungepflegten Künstlermähne läßt sich die Haare schneiden. Während er sich im Stuhl niederläßt, sagt er zu dem Friseur: „Wenn ich mich nicht täusche, haben Sie mir das letztemal auch die Haare geschnitten.“ „Das ist nicht gut möglich,“ antwortet dieser, „ich befinde mich kaum ein Jahr in diesem Geschäft!“

*

* **Höhe des Gefühls.** Älteres Fräulein ist auf einen Berg gestiegen. Bewegt ruft sie aus: „Ach, wie süß — hier möcht' ich sterben!“ — Der Führer: „Zahln's zwo Maß un i schmeiß Sie abi!“

*

* **Polizeibureau.** „Ich habe eine Flasche Rum verloren, hat sie nicht jemand zufällig hierhergebracht, Herr Wachtmeister?“ — „Die Flasche nicht, aber hier schnarcht der ehrliche Finder.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.